

Zeitschrift: Verhandlungen des Schweizerischen Armenerziehervereins
Herausgeber: Schweizerischer Armenerzieherverein
Band: 30 (1912)

Artikel: Anstaltsleben und Anstaltsschule : Betrachtungen und Beobachtungen von H. Bühler, Vorsteher in Schlieren
Autor: Bühler, H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-805755>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Anstaltsleben und Anstaltsschule.

**Betrachtungen und Beobachtungen von H. Bühler, Vorsteher
in Schlieren.**

Hochgeehrter Herr Präsident!
Hochgeehrte Versammlung!

Schon wieder ein Schaffhauser! werden Sie heimlich stöhnen, wenn Sie mich vor Ihnen stehen sehen. Hatte denn nicht letztes Jahr in St. Gallen einer von dort her das Wort! Zudem ist ja unser Ländchen genugsam vertreten durch unser, übrigens allverehrtes Präsidium. Und siehe da — schon wieder erküht sich einer, dessen Wiege und Milchflasche im Nordwinkel jener Gegend steht, die durch eine gewisse odiose Gewürzart berühmt ist, vor Ihrer Versammlung zu reden.

Aber ich bin einigermaßen unschuldig. Das hat ohne Zweifel ein sogenannter guter Freund getan, als die Leute schliefen. Ich denke mir, daß dieser edle Freund mich beim Vorstand ankreidete, und dieser Vorstand, gutmütig genug, nahm mich ins Schlepptau über die Alpen. Obs nicht temperamentvoller gewesen wäre, im Land des sonnigen Südens den Mann aus dem Süden recht sonnig, südländisch warm, reden zu lassen? Des Mannes Rede aus dem kalten Norden könnte zu frostig ausfallen.

Doch nun einmal an die Spritze kommandiert, verfare ich nach des Dichters Wort:

„Greif nur hinein ins volle Menschenleben
Und wo du's packst, da ist es interessant!“

Ins volle Menschenleben greifen wir Armenerzieher täglich. Oder gelten die Menschen, die wir um uns haben,

nicht für voll? Gehts nach dem Wort des Fuchses, der zum Wolf spricht vom Schulknaben: „Das ist noch kein Mensch, das will erst einer werden.“ Reife Menschen haben wir allerdings wenige im Haus. Es „büebelet“ und „chindelet“ bei uns sehr, und wir bedauern es nicht einmal stark. Wenn nur alles bloß kindlich-natürliches Gebaren wäre! Wir haben aber so viele Kinder der absteigenden Entwicklung, der Dekadenz, Kinder der Unnatur.

Ich weiß es sehr wohl, es ist einem Bedürfnis, ab und zu einmal etwas anderes zu treiben, als Tag und Nacht immer nur die Anstaltsgeschichte als chronischer Anstaltsmensch im Kopf herum zu wälzen. Ich weiß es, man ist oft so satt davon. Als mir letzthin unsere Wäscherin einen etwas langatmigen Bericht erstattete über die Fettläuse, deren Verheerungen und deren Bekämpfung im Wäschestaat, einen Bericht, der sich trotz meinen Versuchen zur Ablenkung hartnäckig in die Länge zog, da konnte ich es schließlich, wie weiland der tiefbewegte Joseph in Aegypten vor seinen Brüdern, auch nicht mehr aushalten. Ich ging hinaus vor den personifizierten Lieblingen und Spuckgespenstern der Waschfrau. Sollten mir die dummen Fettläuse, widerliche Gefühle weckend, immer nachlaufen! — Ist es auch klug, die hunderterlei Anstaltsmühsale ultra montes zu schleppen, sie hier wieder aufleben zu lassen im Gemüt? Und wenn ich gar durch meine Worte das Herz noch schwerer beladen wollte, da gäb's keine „frohe Heimkehr zu den Euern“.

Aber immer im alten Trab zutraben, immer in Fatalismus alte Leiden schweigend tragen, sie vogelstraußmäßig verdecken und ignorieren, ist auch nicht gut. Offene Aussprache klärt ab und klärt auf. „Geteilte Freude ist doppelte Freude, geteiltes Leid, halbes Leid.“ Möchten meine zwanglosen Betrachtungen und Beobachtungen eine solche klärende Aussprache einleiten, unserer Schule vor allem und damit der ganzen Anstalt zum Nutzen!

Laßt mich zuerst das

A n s t a l t s l e b e n

im allgemeinen streifen. Es wäre wohl lehrreich, einmal zu erfahren, wie viele Prozent von den 4 Millionen Menschen im Schweizerland Anstaltserziehung genießen. Woher ist

uns auch diese Sorte von Erziehung als Erbe zugefallen? Wer ist der Erfinder, auf daß wir ihm ein Denkmal setzen?

Unser Jahrhundert, ehe es recht eingesetzt hatte, nannte sich das Jahrhundert des Kindes. Aber vorläufig braucht sich das vorige Jahrhundert vor dem jetzigen nicht zu verkriechen; die Wurzeln der Großzahl unserer Kindererziehungsanstalten liegen im vorigen Jahrhundert. Die meisten der Gründer ruhen auch schon unter grünbewachsenen Gräbern. Sie ruhen von ihren Werken, die ihnen tatsächlich nachfolgen. Wir Kinder des rede- und schreibseligen zwanzigsten Jahrhunderts rechnen so gern nach, was alles unsere Väter versäumt haben und achten zu wenig die guten Traditionen, welche sie uns hinterlassen haben. Wir lassen uns vom anmaßenden Neuen betören und sind so scharf her hinter all dem noch nie Dagewesenen, daß wir vor Reform — und die hat sich doch im Erfahrungstiegel noch nicht bewährt — zu wenig zur Würdigung und Nutzbarmachung dessen kommen, was die Alten ausgetrobt haben. Oder sagen wir es gleich heraus: der Anstaltstypus goutiert nicht mehr. Am liebsten möchten die Kritiker melden: die Anstaltserziehung gehört zu den veralteten Typen; sie hat sich überlebt, wenn, ja wenn . . . Aber es ist so eigen, daß die vielen Anläufe gegen die Anstaltserziehung mittelst älterer und neuerer Belagerungswerkzeuge mittelst Sturmbock und Dynamit, noch keine einzige Anstalt zu Fall gebracht haben, im Gegenteil — jedes Jahr schafft neue, schönere, und alle bestehenden sind dicht besetzt. Sagen wir's nur ungeniert, es ist nicht Eigenlob, sondern Rechtfertigung: die Anstalten waren's, welche unser Land gesäubert haben von schamlosem Bettel, von gefährlichem, lungerndem Straßengesindel. Die Anstalten machten ein Ende schändlicher Ausbeutung von Waisenkindern, schmähhlicher Existenz von Verdingkindern. Nun haben bekümmerte Eltern, die mit heiklen Charakteren in der Kinderstube sich den Kopf zerbrechen, eine Lösung des Knotens. Armenpflegen sehen ruhiger dem Ereignis entgegen, wenn unerwartet ein Schub von auswärts in der Gemeinde anlangt. Ein minimales Kostgeld enthebt sie aller Sorgen und hundert Verdrießlichkeiten. Aber auch die Blinden, Lahmen, Fallsüchtigen und Krüppel haben ihre speziellen, zweckmäßigen Heime. Da, um ähnlich zu

sprechen wie jene römische Mutter, da liegen unsere Kleinodien, wenn je einmal jemand beim hohen Besuch im Herbst darnach fragen sollte; diese Pretiosen sind wichtiger als St. Moritz und der Kursaal von Genf. Haben nicht unsere Väter, indem sie schlichterweise, ohne vorerst dicke Bücher zu schreiben, Anstalten ins Leben riefen, das Wort Jesu in Tat umgesetzt: „Gehet an die Landstraßen und Zäune, und bringt, welche ihr findet.“ „Und die Tische wurden alle voll,“ voll Pfleglinge und aber auch voll tägliches Brot.

Wir Neuen haben es ja jetzt leicht. Die Gasse ist gehauen. Aber ein August Hermann Franke, ein Wichern, ein Pestalozzi, ein Kaspar Appenzeller, denen die Not des Volks ans Herz griff, die nicht länger des Knaben Sterben ansehen konnten und riefen: „Ich kann nicht anders, Gott helfe mir“, und doch anderseits nicht recht wußten, wie vorgehen — wie mußten sie noch tasten! Kind der Neuzeit, „was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen!“ Sei kein bloßer Nachbeter und Nachtreter! Lege dein Bewußtsein, deine Seele hinein in die Anstaltsarbeit!

Dieses bewußte, beobachtende, suchende, kritisch erwägende Tun und Lassen, bewahrt uns vor Einrosten und Verknöcherung. Gut ist es, sich ab und zu die Hauptziele unserer Arbeit zu vergegenwärtigen. Für diesmal will ich die drei Hauptrichtungen, in denen wir unsere Zöglinge fördern wollen, dem Rang nach vorführen.

Einmal möchten wir ihnen einen Sinn für das Gute und Göttliche pflanzen, der ja oft, wenn die Kinder zu uns kommen, ganz schläft oder unter einem Wust von Gemeinheit und Roheit verschüttet liegt. Es hat sich das Gleichnis vom Samenkorn unter den Dornen erfüllt. Die Aufgabe, den Wildling zu veredeln, aus dem Zögling ein Kind guten Willens zu machen, ist unsere vornehmste und schwerste. Der Unglaube allerdings spottet: Wenn du das könntest! Daß du dich nur unterfängst, solch einen Sysiphusstein wälzen zu wollen! Der Glaube aber hat je und je in Gottes Namen angegriffen, nicht achtend der Stimmen, welche höhnten: Ihr mit eueren Anstalten, wo die Früchtchen unten just so, wenn nicht eine Nummer

schlimmer, herauskommen, wie man sie oben hineingeschoben in eure pädagogischen Patentmühlen.

Aber die ersten Anstaltsgründer waren Gottesmänner, wissend, was sie taten. Sie hatten an sich selbst Gottes bessernde Liebe erfahren und erwarteten diesen Segen auch für ihre Brüder, auch für die verkommensten. Sie wurden innerlich getrieben, sich der unter die Mörder Gefallenen zu erbarmen. Sie nahmen ihr bißchen Öl der Liebe, die Binden der Barmherzigkeit, das Tröpflein Wein der Wahrheit und taten ihr Samariterwerk. Ihrem Glauben wollen wir nachwandeln. Er leitet den von schlechter Vererbung und schlechter Erziehung Geschlagenen zu jener Herberge, wo für alle Leiden Heilung ist. Der Glaube macht sich bezahlt mit jenem himmlischen Gold: „Also wird Freude sein über einen Verlorenen, der umkehrt, vor 99 Gerechten (Normalen), die der Buße nicht bedürfen.“

Gegen die Wichtigkeit dieser Hauptaufgabe stehen die übrigen zwei stark zurück im Wert. Neben der Seelenpflege, nach kirchlichem Ausdruck Seelsorge genannt, darf die Pflege des Leibes nicht zurückstehen. Auch auf diesem Gebiet — wie bedenklich defekt am Körper bringt man uns oft die Kinder; der äußere üble Zustand ist nur zu gern ein Symbol des innern. Da gilt es, oft unter ärztlicher Anleitung, zu pflegen, Frostbeulen zu verbinden, an Händchen, die wie Nadelkissen aufschwellen, flechtenbedeckte Haut zu reinigen, Herzkranke zu schonen, Skrophulöse zu kräftigen, Unterernährte zu speisen. Wie manche Unterbilanz muß da beseitigt werden! Bleiche Gesichter werden zu rosigen umgefärbt; krumme, verbogene Wirbelsäulen strecken sich; schwarze Augenringe werden eliminiert. Nicht immer geht's leicht. Es ist z. B. eher möglich, ein Sumpfland als unsere Schwächlinge der Nacht trocken zu bringen. Immerhin ist in dem Fach der Leibeserziehung erfolgreicher zu arbeiten als in der Korrektur des Charakters, und gewöhnlich stehen beim Austritt Burschen und Töchter da, denen äußerlich kein Mangel anzumerken ist. Im Gegenteil, weil die Zöglinge meistens ihre ganze physische Kraft nicht einsetzen müssen, und weil sie nicht wissen, wohin mit ihren breit ausgeladenen Backen, stehen sie in ihrem Mästungszustand der Gefahr der Geilheit ausgesetzt, welchen Zustand dann meistens der Austritt korrigiert. Diese

fast durchweg guten leiblichen Anstaltsergebnisse wollen wir nicht gering werten. Ein gekräftigter Organismus, der die Kinderkrankheiten hinter sich hat, ist eine große Mitgabe für den bevorstehenden Lebenskampf.

Das dritte Arbeitskapitel ist ein mehr oder weniger gespikter Schulsack, die Förderung in allerlei nützlicher Erkenntnis, die Vorführung des orbis pictus. „Die Wissenschaft vermehren,“ nennt diesen Prozeß der launige Busch. Sie ist ja meistens minim genug, wenn der Zögling beim Eintritt an unserer Hausglocke läutet. In den ersten Unterrichtsstunden schon werden die Untiefen des Wissens gelotet. Im Lehrergemüt aber kochts kraterhaft, bis schließlich ganz elementar der Ärger über des Kindes bisherige Erzieher zum Ausbruch gelangt. Mit dem querköpfigen Ding wollte sich wohl der Lehrer der Volksschule nicht die Zähne ausbeißen. Er hatte gerade genug an seiner übrigen großen Schar. Der Unband mochte bei seinen eigenen krausen Meditationen sitzen bleiben, bis dem Lehrer doch das Gewissen schlägt. Er sucht dasselbe zu beschwichtigen, indem er seiner Behörde Anstaltsversorgung proponiert. Aber die Sache würde sich doch noch lange hinausziehen, wenn das Subjektchen dem Lehrer nicht unbewußt selbst zu Hilfe käme. Ein krasser Dorfunfug, verübt infolge mangelhafter Aufsicht, bewirkt, daß nun mit einer Schnelligkeit von 0,5 in allen Instanzen an der Abschiebung des Unholds gearbeitet wird. Volksschullehrer und Publikum sind erlöst.

„Onkel Fritz hat wieder Ruh
Und macht seine Augen zu.“

Dafür hat die Anstalt die Bescheerung. Das Sorgenkind ist in der Versorgungsanstalt. Aber die hat ja bekanntlich ihre Zaubermittel. Selbstverständlich muß das aufgenommene Kind sich rasch regulieren; allfällig vorhandene Abnormitäten müssen sich verlieren. Beim Austritt, längstens in zwei Jahren, wird ein schmuckes, gutgeschultes Menschenkind zurückverlangt. Stimmts, nun ja, dann ist's recht. Dafür sind nun einmal Anstalten da, wie etwa ein Trieur da ist, um unsauberes Getreide zu sichten. Stimmts nicht, dann taugt offenbar der Trieur nichts; er

putzt schlecht. Im wiederkehrenden Fall versorgt man das Kind in eine besser arbeitende Anstalt.

Es hält schwer, manchen Köpfen begreiflich zu machen, daß Versäumnisse, in der ersten Jugend und den ersten Schuljahren des Kindes begangen, kaum wieder einzubringen sind, und daß das, was bei gewissen Kindern die ersten Schuljahre nicht fertig bringen, auch die späteren Schuljahre nicht zu leisten imstande sind. Es hält schwer, klar zu machen, daß die Anstaltsleute nicht mit Hexenkünsten arbeiten, sondern ihre bescheidenen oder größeren Erfolge im Schweiße ihres Angesichtes erringen müssen. Besonders törichte Eltern, die ihr Erziehungspfuschwerk selber zur Anstalt brachten in der Not und beim Eintritt seufzten ob ihrem Sprößling, daß sich die Balken bogen, können später oft nicht genug tun in ihren Wünschen bezüglich der Ausbildung des Zöglings und im Andichten von Gaben und Fähigkeiten, die am Ende der Anstaltszeit wie geläutertes Gold fertig gemünzt aufliegen sollten. Und doch gilt für unsere Kinder, die oft nicht einmal die Gabe des Festhaltens besitzen, und nie in Gedächtnisstärke trainiert worden sind: Wenig Schulstoff, aber tüchtiges Einprägen desselben! So wehren wir dem flüchtigen, oberflächlichen, dem Vergessen anheimfallenden Erfassen. Unsere Häuser, denen die gediegene Einfachheit als Angebinde ins Wiegenbett gelegt wurde, haben sich vor gelehrt aussehendem Wesen zu hüten. Es braucht gar nicht gelehrt zu schmecken. Gute Hausmannskost ist recht für Speisesaal und Schulstube.

So steht uns die Wissenschaft nicht zu vorderst für das Anstaltsleben. Deswegen, wenn wir sie auch in unseren Hauptforderungen im dritten Rang plazieren, verachten wir sie gleichwohl nicht. Wir freuen uns kindlich, wenn mal ein schulweises Bürschchen den Kopf über das Durchschnittsniveau streckt, oder gar seinem Lehrer über das gelehrte Haupt wachsen will. Bei unsern meist schwachen Schülern brauchts ja nicht viel Grütze, bis einer den andern überflügelt hat, und bei den Blinden ist schon der Einäugige König.

Ein Kapitel meines Vortrags möchte ich der Stellung widmen, die der Zögling in unserem Anstaltsleben einnimmt. Uns Anstaltsleiter nennt man ja vielfach recht heimelig

und traut mit dem Ehrennamen Hausvater und Hausmutter. Wo es in diesem familiären Ton zugeht, wird wohl der aufgenommene Pflegling unser lieber Sohn, unsere liebe Tochter sein. Aber bleiben wir dabei auch natürlich und wahr, wenn wir die hehrsten Namen für unser Verhältnis zum Zögling verwenden. Man spricht von Familiensystem und möchte der Anstalt die Form des Familienlebens zu Grunde legen. Aber vergessen wir ja nicht: Die Familie ist durch göttlich weise Ordnung eingesetzt; unsere Anstaltsfamilie ist ein menschliches Kunstprodukt, Kunstbutter, ein Surrogat für den Fall, wo die göttliche Ordnung gestört ist. Hüten wir uns, daß wir nicht in krampfhafter Familiennachäffung ein Familienzerrbild liefern! Da ist der Hausvater die erste Figur der Karrikatur; er wird meistens per „Sie“ oder oft gar als „Herr Vater“ angesprochen. Von einem Tag auf den andern wird er Vater eines 10- oder 13jährigen Jungen, den er nie zuvor kannte. Und ähnlich verhält es sich mit dem Seitenstück, mit der Hausmutter. Sie wird urplötzlich die Rechtsnachfolgerin einer Mutter, mit welcher sie nicht konkurrieren möchte. Er, der Pseudopapa, lebt viel im Bureau, wo der Sohn erst anklopfen muß, ehe er eintreten darf. Eben so schief steht es mit der Kinderschar im Familiengemälde. Sind es doch ihrer 50 oder 100 oder noch mehr, jedes mit anderem Geschlechtsnamen, die alle an ihrem „Vater“ partizipieren. Statt lieblich Adolf oder Sophie tönts Kunz, Hofmann, Bleuler, Spörri, Furrer, Steiner, Bertschinger, hie Meier, da Gaßmayer, Daubenmeier und Scheuermeier, Meier mit und ohne Ypsilon. In der Familie essen die Kinder das Brot, das der Vater selbst verdient hat. Wir aber teilen den Kindern Speise und Kleidung aus, die nicht unser sind. Die Weihnachts- und anderen Freuden, die wir ihnen bereiten, gehen nicht auf unsere Kosten. Und die Kinder alle sollten unter sich Geschwister sein, Brüderlein und Schwesterlein. Ich bitte Sie! Welche Zumutung! Und unsere eignen leiblichen Kinder sollten mithalten! Geschwister kennen einander von den Windeln her oder sagen wir, von den Tagen der Unschuld her. In ihnen kreist dasselbe Blut. Aber der Kinderhaufen, den es unter unserm Dach zusammenweht, ist ein bunt zusammengewürfeltes Konglomerat, das sich erst kennt, seit sie nicht mehr unschuldig sind. Un-

natur, von Kindern fremden Blutes geschwisterliche Neigung verlangen zu wollen, wo Freundschaft das Rechte ist. Es gibt ja etwa Neigungen in Anstalten mit beiden Geschlechtern, und das Blut fängt an zu wallen; aber diese Regungen haben nichts mit Geschwisterlichkeit zu tun. Hier stoße ich auf einen Hauptgrund, warum ich den gemischten Anstalten und der Koedukation in der Intimität, wie sie eben das Anstaltsleben mit sich bringt, nicht just hold bin. Bei unverdorbenen Kindern mags ja hingehen; aber bei schlimm Veranlagten und so häufig geschlechtlich fatal Veranlagten finde ich es gewagt, Koedukation befürworten zu wollen.

Zurückkehrend auf meine aufgeworfene Frage, finde ich, daß unsere Stellung zum Zögling nicht einmal eine so günstige ist, wie die von Pflegeeltern zu ihrem Adoptivkind. Dieses ißt und arbeitet an der Seite derselben; es gibt keine Zwischeninstanzen. Weil nur wenige sind, können Freud und Leid viel eher angehört werden.

Und noch ein Wort über die soziale Stellung des Zöglings. Wir sprechen immer davon, ob wir mit dem Kind zufrieden seien oder nicht, fragen aber das ganze Jahr nie, ob auch das Kind mit uns zufrieden sei. Es muß doch mit uns zufrieden sein. Kommt einmal seinerseits ein ungünstiges Urteil an unser Ohr, direkt oder indirekt, so liegt ein Fall von Majestätsbeleidigung vor. Wir sollten aber, uns selbst erziehend, so weit kommen, daß wir Urteile über uns eben so gelassen und objektiv entgegen zu nehmen imstand sind, wie wir uns Objektivität unseren Zöglingen gegenüber zutrauen. Diese unbestechliche Unparteilichkeit, die auch der eigenen Person und des eigenen Sohnes eventuell nicht schonet, imponiert. Durch solch gerechtes Gericht fassen die Kinder Zutrauen, weil sie merken, daß die Sache und nicht die Person gilt, daß alles mit derselben Elle gemessen wird, und daß alle unter demselben Gesetz stehen. „Ich frage nach des Manns Verdienst, nach seinem Namen nicht,“ und „falsche Wage ist dem Herrn ein Greuel“. Diese Art des gemeinsamen Lebens gestattet kein Schreiten auf hohem Kothurn der Selbstgerechtigkeit. Der Zögling sieht an seinem Erzieher das ewig Menschliche lebenswarm durchschimmern; aber er sieht die Unvollkommenheit nicht durch die Larve unserer

Selbstbeschönigung, sondern unter dem Motto: „Ich bin ein Mensch gewesen und das heißt, ein Kämpfer sein.“ Wenn der Zögling etwas ahnt vom Kampf in unserer eignen Brust, bewegt es ihn und ermuntert ihn, mit uns zu fühlen, zu leiden und zu lieben. Solche Beobachtungen sind ihm wertvoll für sein eigenes Fallen und Aufstehen.

Nun möchte ich, ehe ich näher auf die Anstaltsschule eintrete, einige landläufige Vorwürfe prüfen, die man der Anstaltserziehung macht.

Durch das intime Hausleben mit geographisch engem Kreis kommen unsere Kinder verhältnismäßig selten unter die Leute. Einige Verdächtige behalten wir fortgesetzt unter Augen. Eine Folgeerscheinung davon ist das unbeholfene Benehmen derselben, das Manko an Umgangsformen, das wir oft fatal an ihnen empfinden, so z. B., wenn Besuch erscheint und dieser angestarrt wird mit offenem Mund, die Hände beidseitig vergraben. Das Sitzenlassen des Hutes auf dem Kopf muß weniger gerügt werden, und zwar deshalb, weil selten in der Anstalt einer dort sitzt.

Für das Leben heißt es etwa, würden wir sehr unpraktische Menschen erziehen. Besonders stark zeige sich ein Zug zur Verweichlichung, ein schlaues Entziehen von aufgetragener Arbeit, wenig Ausdauer, anspruchsvolles, vorwitziges, wenn nicht geradezu freches Wesen. Die erwähnten peinlichen Eigenschaften, die in Form von Klagen zu unserer Kenntnis gelangen bei gelegentlichen Besuchen bei Ausgetretenen, müssen wir meistens als tatsächlich bestehende anerkennen. Ein anderes ist's, ob für sie alle die Anstalt als Sündenbock hingestellt werden darf. Gewöhnlich weiß der Ausgetretene über seine Meisterschaft auch ein Lied zu singen.

Begleiten wir ein Weilchen unsern Zögling bei seinem Austritt! Stürmt da nicht eine neue Welt, oder die Welt auf ihn ein? Bald fühlt er sich, weg vom Anstaltsgewimmel, vereinsamt, verlassen, „wie der Stein auf der Straße“. Am neuen Ort ist der Kreis nicht mehr so dicht mit Menschen besetzt. Spielgenossen, soeben noch reichlich vorhanden, fehlen. Da kommt das eingestandene oder nicht eingestandene Heimweh, das sich oft in Weichheit und oft in herber, ungenießbarer Umgangsart kund

gibt. Fallen dann noch von den Meistersleuten harte Worte, so ist bald ein unhaltbarer Zustand geschaffen. Zudem vergessen die guten Meistersleute gern, daß sie mit der Aufnahme unseres Schützlings sich eine Erzieherarbeit aufgeladen haben. Die Austretenden sind keine Helden der Pünktlichkeit und Selbständigkeit; sie dürfen durchaus nicht als fertige Charaktere hingenommen werden. Sie sind an freie Spielstunden gewöhnt, die es mißlicherweise draußen nicht mehr so reichlich gibt. Sogar die Suppe steht nicht immer punkt 12 Uhr auf dem Tisch. An Stelle der Spielstunden treten Überstunden. Auch fehlt total der Nebemann, auf welchen sich einst unbequeme Arbeit so kömmlich abschieben ließ. Bett und Kämmerchen sind geringwertiger als in der Anstalt. Auf den Tischstellen sieh — o Graus — noch eine altmodische Petrollampe, und in den Stall muß man die Stallaterne tragen. Kleinlich kommt ihm die ganze Geschichte vor, der Charakter der Meistersleute inbegriffen. Da wird dann in der Not etwas getan, was noch nie geschah: Man lobt die Anstalt und ihr Glück in hohen Tönen. Das Preislied wirkt dann desto komischer, wenn die Anstalt vorher in keinen Schuh paßte. Hier sollten die Meistersleute mit Takt und ruhigem Ernst erzieherische Arbeit fortsetzen. Dann gäbe es weniger törichtes Fortspringen; dann wäre der Übergang aus der Anstalt ins öffentliche Leben kein so schwerer, wie er tatsächlich oft ist. Eine freie Aussprache vor dem Plazieren mag überspannte Erwartungen etwa eindämmen. Gewisse Eierschalen der Anstaltserziehung, das sei zugegeben, mögen die Zöglinge jahrelang mit sich herumtragen; aber die Hauptfaktoren der Übelstände, die man der Anstalt in die Schuhe schieben will, liegen im Charakter des Zöglings, den er schon zur Anstalt gebracht hat und in den zu großen Bedingungen, die man stellt.

Der Anstaltserziehung redet man nach, sie unterbinde zu sehr den freien Willen, vor welchem man ja bekanntlich einen sich immer mehr steigenden Respekt hat. Das ganze Anstaltsleben habe zu sehr die Form des bloßen Drills und Befehls. Damit komme man dann glücklich soweit, daß schließlich selbständiges Arbeiten den meisten etwas Unmögliches sei. Der freudige Gehorsam stehe im Raritätenkabinett der Anstalt. Wahr ist's, wir haben wenig

freudigen Gehorsam, wenige Kinder guten, starken Willens. Aber just um dieses Mangels willen sind sie uns zugeschoben worden. Solch falsch erzogene, verbogene und verwogene Stämmchen, wer will die über Nacht gerade biegen! Bei gut erzogenen Kindern braucht es ja alles, daß sie stets ohne Murren gehorchen.

Gewiß, das Anstaltsleben bietet viele Gefahren. Wenn eins krank ist, steckt's gern die Gesunden an. Wenn die Erziehung nichts taugt, trifft's gleich eine ganze Schar und nicht bloß wenige, wie beim Elternhaus. Die Anstalt kann selbst dem Erzieher zur Gefahr werden. Ab und zu findet sich ein Ton darüber in den gedruckten Verhandlungsberichten des Armenerziehervereins. Ich will dies Kapitel auch nur antönen. Wie gern, um ein Beispiel zu nehmen, wird unser Arbeiten im automatisch geregelten Haushalt ein automatisches. Es gibt ein gefährliches Arbeiten ohne Innerlichkeit, eine geschliffene Routine, ein farbloses Geleise, das im Wort Alltag seinen Widerschein hat. Die Augen sind gehalten, daß sie an den kleinen Dingen des grauen Alltags kein Interesse mehr haben und statt süßer Früchte göttlicher Schickung peinigende Widerwärtigkeiten, statt köstlichen Goldstaubs abstoßenden Kehricht sehen.

Und dann, um noch ein Beispiel zu nennen, wollen wir so gern alles sein und alles können. Da sind wir halb Bauer, halb Lehrer, halb Buchhalter, halb Kassier, halb Denker, halb Dichter, halb Koch und halb Kellner. Wir bilden uns schließlich ein, der faktische Tausendkünstler zu sein, den keine Situation verduzt. Aus dem Handgelenk heraus schreinert, melkt, operiert und okuliert, sterilisiert und kritisiert unser Universalgenie. Aber bilden wir uns nur nicht zu viel darauf ein! Ein zu vieles Vielerlei rächt sich. „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister.“ Niemand verlangt von uns alle Künste, selbst unsere Zöglinge nicht. Es kommt ihnen sehr natürlich vor, daß unser Vermögen da und dort versagt. Aber darauf achten sie sehr, ob wir in dem, von dem wir vorgeben, es zu können, wirklich Meister seien. Unser Vorbild Jesus exzellierte auch nicht in allen Gebieten. Wir besitzen von ihm keine Kompositionen, keine Gemälde, keine wissenschaftliche Fachschrift. Dennoch haben wir gerade von ihm den Eindruck

der Vollkommenheit. Also, will sagen, in diesem Sinn, seid auch ihr vollkommen, ruft er uns zu. In diesem Sinn sei ein ganzer Hausvater, ein ganzer Bienenvater, ein ganzer Schulmann, ein ganzer Landwirt. Dann werden auch deine Zöglinge ganz.

Es ist ja nicht denkbar, daß alle Anstaltserzieher sich in ihrer Art gleichen. Wäre das langweilig! Woher kommt es denn aber, daß verschieden veranlagte Erzieher dennoch gleich gute Erziehungsresultate zu zeitigen vermögen? Sie sind in dem, was und wie sie sind, ganz. Dieser gefestigte Charakter soll der Stab sein, der unsere jungen, ungefestigten Leutchen trägt. Diese Festigkeit des Charakters verwechsle man nicht mit Charakterhärte und Verbohrtheit. Obschon es ja für gewisse Fälle gut ist, wenn der Landgraf hart wird, und die Jungmannschaft merkt, daß sie auf Granit beißt, so wäre doch ein gesetzstarres Wesen, das nichts menschlich Weiches, Gutmütiges an sich hat, auf die Dauer ein Unglück. „Nichts Menschliches sei dir fremd“, gilt auch vom Anstaltserzieher.

Und da erlaube ich mir, Schiller zu zitieren, der das, was mir auf der Zunge liegt, noch besser und schöner auszudrücken vermag, wenn er sagt:

„Es glänzen viele in der Welt,
Sie wissen von allem zu sagen.
Und wo was reizet und wo was gefällt,
Man kann es bei ihnen erfragen.
Man dünke, hört man sie reden laut,
Sie hätten wirklich erobert die Braut.
Doch gehen sie aus der Welt ganz still,
Ihr Leben war verloren;
Wer etwas Treffliches leisten will,
Hätt' gern was Großes geboren,
Der sammle still und unerschläfft
Im kleinsten Punkte die höchste Kraft.“

Aber nun weg aus dem Vorhof des Anstaltslebens, hinein ins Heiligtum der

A n s t a l t s s c h u l e .

„Halt! Das gibts bei uns nicht,“ werden einige Armen-
erzieher rufen. „Wir anerkennen nur eine Schule, die
öffentliche.“

Was haben denn die Gegner der Anstaltsschule vorzuwerfen? Sie finden einmal, das häusliche Leben und das Schulleben kämen zu unmittelbar nebeneinander zu liegen. Beide Gebiete würden sich zu sehr vermischen. Eine reinliche Scheidung örtlich und zeitlich sei unbedingt notwendig. Wenn man in der Anstalt nichts Gescheidtes mehr anzufangen wisse, jage man die Kinder in die Schulstube. Kaum aber tauche irgendwo im Garten oder im Feld eine halbwegs nötige Arbeit auf, dann heiße es: Die Landwirtschaft geht vor! Unwillig nur fügten sich Lehrer und Schüler dieser zersplitterten Tätigkeit. Diese Lückenbüßerrolle sei offenbar einer Schule unwürdig.

Etwas Wahres liegt an der Sache, und die Gefahr, der Schule eine Aschenbrödelstellung zuzuweisen, muß zugegeben werden. Wenn im Sommer Regen droht, dann kanns vorkommen, daß in die stille Schulstube hinein das landwirtschaftliche Alarmsignal urplötzlich tönt und der schönste Lehrstoff übers Knie abgebrochen werden muß. Da geht jedem Landwirt das Heupferd mit dem Schulwagen durch. Da geht in der Tat die Arbeit draußen der Schule vor, und der Verwalter darf mit Recht dem eingeschwornen Schulmeister entgegen, wie jener deutsche Gutsinspektor sich ausdrückte: „Was kann ich vor die Elemente!“ Übrigens befindet sich die Volksschule auf dem Lande in ähnlicher Stellung. Die Schule muß sich nach dem Lauf der Natur richten. Deswegen denkt der Bauer doch nicht geringwertig von ihr. Die zwei berechtigten Interessen haben sich den zeitlichen Umständen, tatsächlich den Elementen zu fügen.

Auch, wenn keine landwirtschaftliche Arbeit rufe, sagen die Gegner, werde der Unterricht dennoch gestört. Zu allerhand kleinen Kommissionen werde allpot ein Schüler aus der Schulbank herausgeholt. Gegen dieses Übel, wo es sich vorfindet, empfiehlt es sich, ältere, lernmüde, schwache Geistesnaturen nur reduziert oder überhaupt gar nicht mehr am Unterricht teilnehmen zu lassen. Konkurrieren können sie ja doch nicht mit ihren intellektuell besser gestellten Kameraden. Mitschleppen ist für Lehrer und Schüler gleich furchtbar, weil naturwidrig. Diesen schulmüden Landsturm stellen wir auf Piket und verwenden im Bedarfsfall die Gesellen zum Einspringen für Tagesereignisse außer Programm

in Stall, Küche und Feld. Im Gebrauch ihrer leiblichen Kräfte können sie etwas leisten. Daß sie sich betätigen, ist die Hauptsache, das was und wie in dem Fall Nebensache. Und dadurch gelangen wir zum ungestörten Unterricht.

Ein weiterer Klagepunkt ist etwa der, Kinder der Anstaltsschule hätten keine Gelegenheit, sich auszutoben. „Junge Leute müssen sich austoben“, scheint ein unantastbarer Lehrsatz moderner Pädagogik werden zu wollen. Zu diesem Akt eigne sich nun die Volksschule ausgezeichnet. Wir steifen Anstaltsleute aber behielten die Kinder immer ängstlich unter den Fittigen. Nun, was das Austoben anbetrifft, so hat ein Teil unserer Leutchen dies Geschäft bereits ausgiebig praktiziert. Oft toben sie in der Anstalt noch. Im übrigen ist mir der Begriff, wie mehrere der modernen Begriffe, zu wenig klar umschrieben. Er kann Harmloses und Entsetzliches in sich fassen.

Die Anstaltsschule, sagen Einige, wandle gern eigene Wege, abseits vom Lehrplan. Was diesen Vorwurf anbetrifft, müssen wir betonen: Wir drängen nicht ab vom Normalplan, sondern um des Umstands willen, daß die Volksschullehrer speditiver sind in der Zusendung geistig schwacher Schlingel, als in der Einweisung intelligenter Tunichtgutse, darum, weil unsere Anstaltsschulen so gespickt sind mit halb und ganz schwachen Elementen, deswegen müssen wir, ähnlich den Spezial- und Förderklassen, Abänderungen im Lehrstoff im Sinne der Vereinfachung eintreten lassen.

Ja, gestehen wir's, unserer Anstaltsschule drohen Gefahren, aber nicht mehr als der Volksschule. Allem Guten droht Gefahr. Hier ist stetige Prüfung heilsam. Gewissenhaftigkeit und Treue müssen der Regulator sein, der Vorher- und Unvorhergesehenes in Einklang bringt.

Nun lasse ich aber die zahlreichen Freunde, die den Unterricht in die Anstalt verlegt wissen wollen, aufrücken. Sie sagen, schon der Umstand, daß wir die Wahl der Lehrkräfte, wie sie speziell für uns passen, in Händen hätten, sei ein mächtiger Faktor zu gunsten der Anstaltsschule. Auch könne der Unterricht viel eher nach unseren Grundsätzen erteilt und besser überwacht werden, als dies bei der öffentlichen Schule möglich sei. Die Verfechter

der Anstaltsschule sagen: Wenn wir doch einmal an den Kindern Erzieherarbeit übernehmen wollen, wollen wir die Zöglinge ganz in Händen haben, auch zur Schulzeit.

Und nun werden Sie, verehrte Freunde, von mir eine entscheidende klipp-klare Antwort hören wollen, wem denn ich Recht gebe, den Internen oder den Externen. Aber ich will die Versammlung nicht in zwei Lager spalten, um etwa nachher als zweiter langgewachsener Niklaus von der Flüeh auf der Tagsatzung zu fungieren. Nicht das Ergebnis einer Disputation werde Gesetz, sondern Richtschnur bleibe die jeweilige Erfahrung, die nicht überall dieselben Ergebnisse zeitigt. Wir im Kanton Zürich haben meines Wissens, abgesehen von den Waisenhäusern, lauter Erziehungsanstalten mit eigener Schule. In allen Fällen, wo es sich um Spezialanstalten handelt, ist sicher nicht lange zu disputieren; da gilt eigne Schule. Aber welche Stellung sollen Erziehungsanstalten einnehmen, die nach ihren Statuten bezwecken, gefährdete Kinder aus sittlichem Verderben zu retten? Haben wir da nicht auch eine Spezialität vor uns? So neige ich also stark zur Anstaltsschule und das um so mehr, als sie erfahrungsgemäß trotz Benachteiligung im Schülermaterial sich in ihren Leistungen neben der Volksschule sehen lassen darf. Die Gründe für diese günstige Erscheinung liegen in der genaueren Überwachung beim Aufgabenlösen, in der Möglichkeit besserer Individualisierung, in der in Anstalten üblichen Verarbeitung des Lehrstoffs im Gespräch der Zöglinge unter sich. Bekanntlich kommen ja abwechselnd in den Wandelgängen alle Stoffgebiete der sinnlichen und übersinnlichen Welt zu freiem Disput, allerdings oft versehen mit gewagten Randglossen. Aber ist so nicht die idealste permanente Repetition geschaffen?

Wir, die wir eine eigene Schule besitzen, wir freuen uns ihrer. Nun ist es uns möglich, Schüler, welche Lust haben, länger als es das Obligatorium verlangt, die Schule zu genießen, diesen Vorzug zu gewähren; bei andern, die nichts leisten, können wir vorzeitig abbrechen. Nun müssen unsere Kinder nicht Gefahr laufen, von ihren Mitschülern in der Volksschule oder gar von den betreffenden Lehrern als Menschen zweiten Ranges behandelt zu werden. Nun fällt der vielangefochtene Schulweg und vieles andere mit seinen

schlimmen Erscheinungen weg. Oder hat der Schulweg auch Bildungselemente? Dumme Frage.

Genug von den beiden Rivalen! Ich will mich nun auf die Anstaltsschule isolieren, den Lehrplätz junger, aufstrebender Pädagogen im ersten Viertel. Treten wir un-gesehen hinzu zu jener Geistesesse, wo das eine Mal zu allen Fenstern hinaus Funken sprühen und zu anderer Stunde eine Grabesstille herrscht, wie um die Klausen eines eingemauerten tibetanischen Heiligen her. Da sitzt sie beisammen, die bunt zusammengeworfene, von der öffentlichen Schule ausgeworfene Masse. Das sind sie, die vorher in der Kunst des Schulschwänzens groß waren und im Lehrerärgeren.

„Die anstatt durch weise Lehren
Sich zum Guten zu bekehren,
Oftmals noch darüber lachten
Und sich heimlich lustig machten.
Menschen necken, Tiere quälen,
Äpfel, Birnen, Zwetschgen stehlen,
Das ist freilich angenehmer
Und dazu noch viel bequemer,
Als in Kirche oder Schule
Festzusitzen auf dem Stuhle.“

(Busch.)

Da haben wir das Porträt unserer Schulkinder. Da liegt unsere tägliche Arbeit vor uns, und in Gottes Namen greifen wir an, wollen aber zur Vorsicht von Anfang an die großen Erwartungen ausschließen, Treue im Kleinen üben trotz Scharrelmanns Abraten. Diese Stellungnahme in Bescheidenheit erfordert ein tägliches Fassen in Gelassenheit, ein tägliches Niederringen aller hohen Spekulationsgelüste, ein Drangeben von Weltehre, ein Mittragen der Schmach, die auf unsere Kinder geworfen ist. Andererseits gilt es, den Blick nicht zu verlieren für die Hoheit unseres Berufs. Wenn auch der erbarmungslose Weltgeist alles Armselige verschupft, die göttliche Liebe sieht in der Arbeit an den Geringen „einen reinen und unbefleckten Gottesdienst“, und wir Priester in diesem Tempel können nicht genug tun, diesen Gottesdienst würdig zu gestalten.

Zu diesem würdigen Gottesdienst zähle ich einen freudigen Unterricht. Es ist ja allerdings eine Kunst,

fortgesetzt so zu unterrichten, daß das Kind ohne Überdruß freudig jede neue Stunde begrüßt. Für Leib und Geist haben wir ja etwas viel Fütterungszeit, weshalb gern Kongestionen sich entwickeln. Den Satten am Schultische ist der Lehrstoff keine willkommene Geistesnahrung, sondern eher eine bittere Apothekerpille, die man hastig verschluckt oder auch ausspuckt.

Aber auch abgesehen von diesem Moment will oft der Schulmorgen sich in graue Launennebel hüllen. Keine erhebende Morgenröte leitet den Tag ein. Wie schwer ist's oft, aus dieser Nebelschicht des Gemüts sich emporzuarbeiten in sonnigere Regionen, dem Spruch Rückerts folgend:

„Wenn der Tag nicht hell ist, sei du heiter!
Sonn' und froher Sinn sind Gottes Streiter.“

Dieses Frohgemüt, die Basis für den freudigen Unterricht erwächst aus innerer Seelenruhe. Wir sollen die ruhigen Friedenspole sein im Kreis unberechenbarer Geister. Aber die bitteren Überraschungen wollen so gern diesen Pol überrumpeln. Besinnen wir uns: die Stetigkeit unseres Geistes garantiert die Stetigkeit des ganzen Hauses. Ein fest verankertes Gemüt hilft auch am besten über kritische Zeiten des Unterrichts weg.

Dieses heitere Wesen ist auch die beste Medizin gegen die Verstimmung unter den Kindern. Gar nicht selten, etwa an einem Montag, oft ohne offensichtliche Ursache sind manche unserer Zöglinge deprimiert. An der verstimmtten Geige dreht man die Wirbel und die Akkorde klingen harmonisch. Aber wo ist die Kurbel, die es ermöglicht, Disharmonien beim Menschen zu heben? Da wirkt oft ein freundliches Liebeswort Balsam. In ärztlich ruhigem Indifferentismus behandeln wir den Fall, nehmen ein Stück Liebesheftpflaster und binden mit Geduldfaden. Wenn dann der Gemütskranke erst sieht, daß wir ob seinem persönlichen Regentag nicht allgemein den Regenschirm aufspannen und uns nicht aufregen, was gilt, er fängt bald an, sich „abzuregen“.

Zu häufigem Trübsinn neigen natürlich besonders unsere Melancholiker. Zum Glück kann sich diese Gattung bei uns nicht recht ausleben. Es fehlt ihr der Nährboden der Einsamkeit. Das bringt mich — ein bischen abspringend

— auf die Frage nach der Vertretung der Temperamente in unseren Häusern. In dieser Hinsicht werden jedenfalls die Sanguiniker mit den verschiedenen Phlegmen um den Vorrang streiten. Wenn die Hitzköpfe alle Choleriker wären, hätten wir eine starke Vertretung des impulsiven Temperamentes. Aber diese Heißsporne lassen uns mit ihrer Initiative fast durchweg im Stich, wenn es Kraftanstrengungen sittlicher oder physischer Art erfordert. Eigentliche Choleriker, Kinder mit zäher, mutbeseelter Willenskraft, voll Gemüt und Lebensfreude sind bei uns seltene Vögel. Diese vollblütigen, lebensbewußten Menschen behält die Außenwelt egoistisch für sich. Uns gehören die Armen an Willen und Gemüt an.

Einen Strich durch unsere Schulfreude wollen uns die Rangen gern machen durch ihre unqualifizierbaren Streiche, wobei wir uns gern zu Handgreiflichkeiten hinreißen lassen, die unsere so wunderschön am Morgen ausplanierte Seelenharmonie zerstören. Fama behauptet sogar hartnäckig, irgendwo, die genaue Himmelsrichtung wird nicht angegeben, gebe es Prügelanstalten in Reinkultur. Die Zeitungen reden darüber ab und zu im Wechsel mit der Nachricht über die obskure Seeschlange und das vierschrötige Mondkalb. Das Personal jenes Schreckensortes sei armiert mit Gummisträngen und knotigen Knüppeln. Jeder Tag beginnt mit obligater Prügelsuppe; die armen gestriemten Zöglinge benötigten in der Schule Stehpulte, weil die Sitzeinrichtung defekt sei. Die Sklaven des Hauses würden auf eine Art gefoltert, Dreifus auf der Teufelsinsel sei ein Lebemann dagegen. Und das liebe Publikum leckt sich die Finger an solchen Schauermaßen.

Erwarten Sie, liebe Zuhörer, keine geharnischten Auslassungen für oder gegen die körperliche Züchtigung. Mein Gewissen ist imstande, es zu machen, wie jener Richter, der beiden Parteien zustimmte. Wenn du also kommst und energisch verlangst: Hier wird nicht gep . . . rügelt, dann gebe ich dir recht, und wenn ein zweiter behauptet: Ich komme einmal nicht aus ohne das alt-bewährte Heftpflaster, so sage ich: Gut so, ohne durch diese divergierenden Zugeständnisse mir etwas zu vergeben. Man ist ja heute jedwedem Dogma furchtbar feind; da wird man auch kein Dogma vom Prügeln oder Nichtprügeln aufrecht er-

halten wollen. Ich hatte etwa schon gutmeinende Hilfslehrer, die mir nahelegten, daß es zu meinen Obliegenheiten und das von rechts wegen gehöre, die ganze Bande ab und zu mal systematisch zusammenzuhauen. Ich nahm diese Zumutung nicht stark in Übel, wenn ich auch das Rezept ablehnte. Die bessere Einsicht, daß solche Massenabstrafung untunlich sei, kehrte nach Absolvierung des Lehrplatzes bald ein. „Ich habe es alles Macht, aber es frommt nicht alles,“ sagt der Apostel. Prügle, wenn es dir dein Gewissen erlaubt, wenn dirs die innere Stimme aber verbietet, und du tusts doch, so ist es Sünde. Der Schöpfer, als er unsere Hand baute, machte er sie zwiegestalt, eines teils hart, andernteils weich. Also laßt uns die Hand brauchen entsprechend den vorliegenden Umständen, das eine Mal in Gelindigkeit zur Leitung des Zöglings, das andere Mal als harte Faust zur Zucht.

Ich habe einmal ein Kapitel über Hundezucht (nicht zusammenzurechnen) gelesen; da stand: „Die beste Dressur wird dem Hund nicht mit der Peitsche beigebracht; sie ist das Resultat einer mild-ernsten Erziehung, wobei der freudige Gehorsam entsteht, der freiwillig jeden Wink des Herrn befolgt.“ Nun haben wir's ja schon nicht mit Hundeseelen zu tun; aber es juckt einen doch, statt Hund — Zöglinge oder Schüler zu substituieren. Wenn sogar die Raubtierdressur heutzutage human geworden ist, ist es dann nicht Zeit, die Dressur der menschlichen Bestie ebenfalls weniger mit der Peitsche in der Hand zu vollziehen! Übrigens betrachte ich die körperliche Züchtigung noch lange nicht als die empfindlichste Maßregel der Disziplinarskala.

Aber da haben wir ja noch ein apartes Mittel, das der öffentlichen Schule nicht zu Gebote steht, die anhaltende Nüchternhaltung des Magens. Welch patente Erfindung! Nun tüchtig drauf los gehungert! So werden die Frechen und Faulen mürbe. Diese Art der Magenbehandlung drückt allerdings hart, besonders, wenn der Erzieher die ausgesuchte Bosheit besitzt, den Tag des Leibgerichts als Exekutionstag zu bestimmen. Aber es mag auch sein, daß der Gemaßregelte auf anderem Weg ein „Tischlein deck' dich“ zustande bringt, oder der vom knurrenden Magen aufgereizte Delinquent gerät in Wut und verübt Sachbeschädigung. Entzieht man gleich ihrer

Etlicher das Essen, so droht Palastverschwörung. Wenn der Magen doch einmal die Rolle des Miterziehers übernehmen soll, dann wollen wir ihn häufiger die Rolle des Knechts Rupprechts als die der bösen Hexe spielen lassen. Beschreiten also auch wir den Weg zum Herzen der Kinder lieber auf dem nicht ungewöhnlichen Weg durch den Magen.

Da ist noch als wuchtiges Arzneimittel der Arrest. Aber nicht immer ist der im „Nummrosicher“ Logierende gut aufgehoben. Das beschäftigungslose Hinbrüten läßt oft aus bösem Herzen eine Gedankenwelt aufdämmern, die sonst in der Bewußtseinstiefe weiter geschlummert hätte. Nach meiner Ansicht ist es nötig, jenes Elba mit einer Schulbank zu möblieren, damit der Häftling beschäftigt werden kann. Im übrigen ist nicht zu leugnen, daß aufgeregten Geistern ein mäßig langer Aufenthalt in der Stille gut tut. Eine kalte Douche im Waschraum täte ungefähr denselben Dienst. Lange Hemmung des Freiheitstriebes betrachte ich als eine recht schwere und nicht oft anzuwendende Strafe.

Strafen wir nun auf diese oder jene Art, jedenfalls wollen wir das ernste Wort eines deutschen Generals beherzigen; er sagt: „Ohne es zu wollen, richten wir vielen Schaden an, weil wir „unweise“ — ohne Gebet — handeln. Ehe ein Vater oder eine Mutter ein Kind straft, muß Weisheit erbeten werden, wenn nicht schwerer Schaden entstehen soll. Zahllos sind die Fälle im Alltagsleben, in welchem wir uns gegen diese Grundregel verfehlen.“

Ich muß, einmal in der Schulstube stehend, noch etwas berühren, um dessen willen, wenn ich's nicht erwähnte, Sie mir vorwerfen könnten, ich fände den Weg drum herum, wie ihn die Katze findet um den bekannten heißen Brei. Ich meine die Frage unsere Mitarbeiter betreffend, die Lehrerfrage. Damit der Erziehungsbetrieb billiger werde, hat man uns eine ziemliche Schar Zöglinge zugeteilt, weshalb wir dann wieder Hilfskräfte benötigen. Wir holen sie gewöhnlich direkt aus dem Seminar, woher auch wir gekommen sind. Mit unseren Lieferanten haben wir ja nun enge Beziehungen geschaffen, indem wir Kandidaten, die sich uns verschreiben, finanziell unterstützen. Es steht den Armenanstalten gut an, armen Studierenden zu helfen.

Aber wird der Zweck der guten Idee immer erreicht? Äußerlich, gedrängt durch den Tiefstand seiner Finanzen, verschreibt sich uns der junge Mann. Ob sich aber dadurch der angehende Anstaltslehrer auch innerlich verschrieben hat! Anfänglich liebäugelten der Seminarist und seine Familie mit dem Stipendium und langten schließlich nach dem verlockenden Apfel. Aber je näher das Ziel heranrückt, um so saurer dünkt sie der Apfel. Am Ende klagt der Verpflichtete:

„Hör ich das Mühlrad gehen,
Ich weiß nicht, was ich will.“

Er tut ja den sauren Gang aber mit einem Holzapfelgesicht. So ist uns jedoch nicht geholfen. Wir haben dann neben kleinen Kindern und kleinen Sorgen große Kinder und große Sorgen.

Aber auch dann, wenn der Hilfslehrer mit guten Vorsätzen, mit Lust und Liebe eintritt, wie schwer ist die rechte Stellung der Hauseltern zu ihm! Das Erziehungswerk sollte einheitlich betrieben werden und doch sind die Charaktere derer so verschieden, die zusammen arbeiten sollten. Und wie ungeschickt kann oft die Stellung des Hilfslehrers zu den übrigen Angestellten herauskommen! Einer meiner Mitarbeiter legte mir einmal nahe, Schmollis mit ihm zu machen; ich lehnte dankend ab, und doch darf ein Anstaltsleiter seine Adjutanten nicht so von oben herab behandeln. Da steht der junge Lehrer, die Lehrerin da, ein Mittelglied zwischen uns Vorstehern und dem Zögling, oft eine mit phantastischen, unreifen Ideen gespickte Persönlichkeit. Wie fällt es auch dem Hilfslehrer schwer, sich ins rechte Verhältnis zu finden! Das eine Mal ist es ihm, der Hausvater sei eigentlich eine scheußliche Null und die Hausmutter eine Nullin und er sei im Grunde alles; in anderer Stimmung kommt es ihm vor, der Hausvater wolle immer alles sein und er müsse märtyrerisch die Null spielen. Wie schaut er oft neidisch zum Vorgesetzten hin und denkt oder sagt oder schreibt: Wie hat's der so gut, der reine Pascha! Und wir Armenväter denken: „Ledig aller Pflicht, hört der Bursch die Vesper schlagen, Meister muß sich immer plagen“. Ich will das kitzlige Thema nicht weiter ausmalen und nur noch bemerken:

Die Anstaltsarbeit ist auch für unsere jungen Mitarbeiter keine leichte. Die Schularbeit ist ja nur eine Seite seiner Tätigkeit. Aber andererseits ist gerade eine derartige in die Jugenderziehung so tief eingreifende Stelle eine Übungsschule sondergleichen. Der Unteroffiziersposten als Hilfslehrer ist die geeignetste Vorschule für den späteren Offiziersposten als selbständiger Anstaltsleiter. Wer von uns Armenerziehern wollte seine einstigen Jahre als Hilfslehrer, wenn sie ihm noch so hart vorkamen, zurücknehmen? Wir sind stolz auf sie.

Vorsteher oder Vorsteherin kommen aus leidiger Amtspflicht dazu, Kritik üben zu müssen an ihren Angestellten. Aber was richtet diese oft aus oder besser gesagt, an?! Dann läßt man also besser das Kritisieren bleiben und denkt sich seinen Vers. Das mag eine Weile angehen bis auf den Punkt, wo die divergierenden Ansichten einmal unvermutet aufeinanderplatzen und den ganzen pädagogischen Aufbau bedrohen. O, wie manche Tragödie in dieser Hinsicht hat sich schon hinter Anstaltsmauern abgespielt! Wie sind Anstalten zu beglücken, die mit wenig Personal auskommen, also die kleinen; ihnen ist das Himmelreich. Die Hilfslehrerfrage ist die Achillesferse im Anstaltsleben. Die meisten vorzeitig grauen Haare entstehen nicht von Bitternissen aus der Zöglingsschar, sondern von Schwierigkeiten mit dem Anstaltspersonal. Das ist ein Bekenntnis bestandener Anstaltsleute. Wie sind Anstaltseltern zu beklagen, die einem ganzen Komplott von Angestellten gegenüber stehen, und ganz fatal, wenn letztere noch Zöglinge als zugewandte Orte in ihren Bund aufnehmen! „Wer nie die kummervollen Nächte auf seinem Bette weinend saß“, der glaubt's nicht, welche erdrückende Last auf einem Hauselternpaar liegen kann. Es sind ja oft innerlich segensvolle Zeiten, wo man den Alliierten von Oben sucht und findet, aber das Ganze ist nicht mehr bloßer „Hofjungensärger“ des Entspekter Bräsig; es ist Qual, die am Lebensmark, an der Gesundheit des Leibes und der Seele zehrt. Hochbeglücktes Haus, wo Anstaltseltern und Lehrkräfte auf freundschaftlichem Fuß zu einander stehen können, wo gegenseitiges Verstehen, Anerkennen und Tragen da ist. Zweimal habe ich mich gefragt, ob ich über diese Materie referieren dürfe. Aber ich wollte nicht feig

sein, nicht vor meinem Gewissen auskneifen und wollte sagen, was mich bewegt.

Und jetzt, nach dem Schulmeister ein Wort vom Schulzimmer. Am liebsten ließe ich es grammophonartig selber reden und sein Leid klagen. Es würde von Schülern und Lehrern plaudern, von den Mäusen, wenn die Katze (der Hausvater) umweg und wenn sie nicht umweg ist. Es würden allerlei launige Kindermärchen und strube Lausbubengeschichten herauskommen, Krieg und Friede in bunter Folge. Gut, daß die Wände keine Gehörnerven besitzen und weder durchsichtig noch transparent sind. Das Schulzimmer wird in den Anstalten etwas stark strapaziert und fällt gern aus seiner Rolle. Muß es doch bisweilen die Coiffeurbude vorstellen. Oder man machts zum Tempel der Thalia oder doch zum Amateurtheater oder dann zum Kasperlitheater oder doch zur Schmiere. Und handkehrum wird dasselbe Lehrzimmer wieder ein Tempel der Morgenandacht. Der Herr Pfarrer etabliert sich mit seinen Konfirmanden darin. Ein andermal wird dort Strickunterricht erteilt, oder aber in den Bänken, die von Weisheit triefen, sitzen die Kinder zum Zurüsten von Gemüse. Auch als Spielzimmer leistet es das Menschenmögliche; es wird auch abwechselnd ein Radauzimmer, ein Rauchsalon, eine Werkstätte für Handfertigkeit, Korbflechten und Besenbinden. Suchen wir das schwergeprüfte Lokal zu entlasten und es so viel als möglich seinem einzigen Zweck zurückzuercern, dem Schulunterricht!

Natürlich spricht auch der Engel der Hygiene sein ernstes Wort bei uns oder vielmehr der Bezirksarzt. Aber während andere Kinder nur in der Schulstube nach den Vorschriften der Gesundheitslehre leben müssen, zu Hause aber ein Gesundheitsleben ad libitum führen dürfen, sorgt hingegen bei uns der medizinische Kontrolleur, daß alles recht gesundheitsfördernd zugeht. Allerdings gegen den gesundheitsschädigenden Ärger, den wir täglich schlucken, hat auch er keine Pillen. Gegen Bazillen der Unwahrheit, Unsittlichkeit, Kleptomanie etc. besitzt er kein Tuberkulin. Wir wollen es sicher nicht gering werten, daß wir mit unseren Kindern, den eigenen und den anvertrauten, gesund wohnen, schlafen und essen dürfen. Wir haben nichts dagegen, wenn in sanitärischer Hinsicht die Anforderungen

hoch gestellt werden; aber wir wissen auch, daß diese Faktoren nicht genügen, um das Glück eines Hauses voll zu machen. Wenn wir Anstaltsleute eine Gegend nach Anstalten absuchen, fällt unser Auge unfehlbar auf Wäsche, Kleidung und Speise, und wir Eindringlinge können nachher genau schildern, wie es überall „geschmöckt“ und ausgesehen habe. Wir fühlen uns beinahe als Inspektoren und merken kaum, daß das Wichtigste bei so kurzem Rundgang, der Geist des Hauses, nicht inspiziert werden kann. Wir wollen bei aller Anerkennung moderner Anstaltseinrichtung bedenken, daß auch eine Anstalt im schlichten Gewand, vielleicht bemängelt von den Sanitätsorganen, doch ganz vorzüglich in ihren Erziehungserfolgen dastehen kann und dort vielleicht das „Heimchen am Herd“ sich leichter ansiedelt, als in manchem hygienisch mustergültigen Palast.

Das Dicke Ende aller Schulzeit ist das Examen. Der große Staatsmoment wird benützt, um vorher alle Register der Wasserkünste zu ziehen; es wird in „Grand jeu“ gespielt. Aus allen vier Winden werden die Putzgeister zur Anstaltshütte gerufen, die sich ducken muß, wie ein Pudel mit schlechtem Gewissen. Mindestens eine Woche vor dem großen Tag wird Generalmarsch geschlagen. Tag für Tag sickert ein schmutziges Seifenbächlein zu Tal. Die Geister kennen kein schonendes Vorübergehen, selbst vor des Hausvaters geweihten Räumen nicht, dort erst recht nicht. Mag er dann nachher seine sieben Sachen wieder zusammen suchen. Der ausgeklügelteste Tagesplan, der sich nicht dem nassen Jakobinertum anpaßt, bekommt einen rücksichtslosen Stoß. In der Verbrechenskala stehen unsaubere Schuhe obenan; die Buße dafür ist die nächstfolgende nach der Todesstrafe. Die Speisung mag interim in Gottes freiem Naturspeisesaal stattfinden, wenn auch der Biswind ein schlechtes „Rechaud“ abgibt.

Um so feierlicher bricht dann, wie die leuchtende Sonne nach acht Regentagen, der hehre Tag an, und wenn nicht in letzter Stunde noch ein absolut zuverlässiger Pechvogel just an der Ankehre eine Fensterscheibe zersplittert, so befindet sich Groß und Klein in gehobener Stimmung. Wir Modernen nehmen den Tag weniger von der tragischen Seite wie einst unsere Väter, wo Lehrer und Schüler mit ungefähr der nämlichen Armsündermiene der Dinge harreten.

Noch mein Großvater betete am Examenmorgen mit seinen Schülern nach der Weise: „Wie schön leucht' uns der Morgenstern“:

1. Mit stillem Ernst erscheinen wir
Vor diesen Zeugen und vor dir,
Gott, der die Herzen siehet.
Du weißt, wer seine Pflicht getan,
Denn der nur kann sich fröhlich nah'n,
Der eifrig sich bemühet,
Fleißig, folgsam
Und bescheiden
Stets mit Freuden
Deinen Willen,
Guter Vater, zu erfüllen.
2. Schenk uns jetzt deines Geistes Kraft,
Die alles Gute wirkt und schafft,
Damit wir wohl bestehen.
Den Schwachen flöße Mut ins Herz,
Die Trägen bessere der Schmerz,
Wenn sie beschämt sich sehen.
Hör uns, Vater,
Gieb uns Stärke
Zu dem Werke;
Laß gelingen
Und den Lehrern Freude bringen.

Uns hängt die Examenangelegenheit nicht mehr wie ein Damoklesschwert ob dem Haupt. Der Tag hat nicht den Charakter einer Gerichtssitzung, sondern er ist für Lehrer und Schüler, Knecht und Köchin nicht ausgenommen, ein Tag der Aufmunterung. Neben ermutigenden Worten darf das der Mahnung, event. Warnung, nicht fehlen. Die bescheidene Freude komme zu ihrem Recht. So disponiert, wirkt das Examen befruchtend. Man wird nicht mehr vom Abschaffen des Tages reden. Das Schreckgespenst hat sich in eine holde Fee, in einen frohen Festtag verwandelt. „Saure Wochen, frohe Feste.“

Ich habe Ihnen erst den allgemeinen Anstaltsgaul, dann eine Weile den speziellen Schulfuchs vorgeritten. Nun möchte ich von den

Beziehungen von Haus und Schule

sprechen. Anstaltsleben und Anstaltsschule, wie wonnig könnt ihr zwei einander umschlingen? Die Schule kann im Anstaltsbetrieb liegen wie ein goldener Apfel in silberner Schale, sie kann aber auch drin liegen wie ein Stein im Magen. Beide vor Konflikten zu bewahren, beiden zu ihrem Recht zu verhelfen, ist nicht die geringste der Aufgaben eines Anstaltsleiters. Eines ist das Korrektiv des andern. Die Schule muß einsehen lernen, daß das Leben nicht für die Schule da ist, sondern die Schule für das Leben, daß das Leben über der Schule steht; anderseits muß die Haushaltung lernen, sich in bestimmte Zeit und Ordnung zu fügen. Beide sollen einander fördern. Ein gut geschmierter Schulwagen kann nur in einem gutgeleiteten Hauswesen stehen. Die beiden führen ein Doppelleben wie die siamesischen Zwillinge. Arbeit am einen Zweig ist Arbeit am andern. Nur wenn in beiden Ressorts gut gearbeitet wird, können Erziehungserfolge garantiert werden. Da haben wir eine Lebensgemeinschaft vor uns, wie sie ein Junge selbst in seinem „Dorfteich“ nicht charakteristischer ausfindig gemacht hat.

A propos, wie stellt sich auch die Hausmutter zur Schule? Im allgemeinen dient sie ja der Wäsche und Linge, der Küche und andern Göttern. Sie müßte aber keine rechte Hausmutter sein, wenn sie nicht ab und zu einmal den Kopf in die Schulstube hineinstreckte. Oder sie hört beim Hängen der nassen Wäsche die sonore Korporalsstimme des Lehrers, manchmal auch die ebenso wuchtige ihres Gatten über den Hof tönen. Der Wind trägt ihr allerlei seltsame Brocken zu, und sie macht sich darüber ihren Vers im Stillen. Oder ist es besser, wenn sie in die Aluminium-Kochtöpfe guckt und nicht in die Schule. Ist sie nur für den Fall recht, wenn bei einem Unfall Schüler und Lehrer sich nach einer Samariterin sehnen? Hat sich die oberste weibliche Instanz im Haus mit den Brosamen zu begnügen, die zum Fenster hinausfliegen? Ist es nicht gut, wenn sie in bezug auf den Unterricht sich auch etwas auf dem Laufenden erhält, wenn sie sich für den Geschichtsstoff, der momentan die Gemüter bewegt, mitinteressiert, wenn sie Freude bekundet an einem Gedicht, das an der Tages-

ordnung ist! Liebe Hausmutter, husche nicht so gar schüchtern, scheinbar teilnahmslos an der Turnerreihe vorüber! Sage auch einmal deine Meinung vom Singen oder Zeichnen, so merken deine Kinder, daß du nicht ausschließlicher Agent bist für Nahrung und Kleidung!

Wie ich mir das Zusammenarbeiten von Haus und Schule denke? Ein Beispiel über die Erziehung zur Ordnung möge es dartun:

Die Unordentlichkeit spukt ja schwer bei uns und hält uns täglich in Atem. Wir kennen jene Kumpane im Vollbesitz einer ewig triefenden Nase; das dazu gehörige Sacktuch hängt irgendwo im Wind an einem Baumast. Der rechtmäßige Eigentümer kränkt sich nicht ob dem Verlust. Er kennt übrigens ein abgekürztes, hier nicht wiederzugebendes Reinigungsverfahren, welches das dumme Tüchlein vollständig überflüssig macht. Ich erinnere an jene Wasserscheuen, denen gewisse Partien am Hals und an den Ohren so heilig sind, daß sie die Stellen grundsätzlich nie berühren mit Wasser. Da sind jene Diogenesse, die auch bei einer Hose mit völlig fehlenden Knöpfen doch aus innerstem Glück heraus singen: „Freund, ich bin zufrieden, geh es, wie es will.“ Daß es Menschen gibt, die sich ob solcher Lappalie aufregen, ist ihnen ein Rätsel. Wir kennen jene Frechdachse, die uns zum Hohn, entsprechend ihrem ungebundenen Sinn, stets mit ungebundenen Schuhen einem über den Weg laufen. Ihr Bett gestalten sie zur eindrucksvollen Vogelscheuche, ihr Heft zum niedlichen Schweineställchen. Die Westentaschen sind ein Warenhaus, Konkurrenzfirma von Jelmoli A. G. Der Wicht fehlt oft am Tisch; sein Gehör reagiert nicht auf Glockensignale. Vom Waldspaziergang kehrt er ohne Hut heim. „Der Hut flog mir vom Kopfe; ich achtete es nicht.“ Das sind etliche Bilder aus der Mappe eines Unordentlichen, zwar nur Stichproben. So Schule, so Haus, teilt euch nun redlich in die Erziehungsaufgabe! Da werden sich eben alle im Haus feierlich verbünden müssen. Allen Erwachsenen wird es zur Pflicht gemacht, auf Unordentlichkeitsdefekte zu fahnden. Die Mitschüler nehmen den Sünder aufs Korn; der Lehrer schickt ihn wiederholt zum Brunnen; die Köchin lacht den Schmutzfink aus. In und außer der Schule gibt es für ihn Speziallektionen über ein und dasselbe Thema. Er

sieht seine Person in besonderer Aufmerksamkeit stehen. Da wird's ihm schließlich zu dick. Er kapituliert. Aus purer Not reinigt er sich. Aber die Not wird schließlich zur Gewohnheit, zur Tugend.

So ist das Anstaltsleben geeignet, gegen Charakterfehler viel geschlossener vorzugehen, als die öffentliche Schule, in der gewöhnlich losen Verbindung mit dem Elternhaus. Wenn es heißt: „Fanget mir die kleinen Füchse, die den Weinberg verderben,“ so kann sicher das geschlossene Anstaltsleben den Jagdbezirk der Füchse besser umstellen und geht das Wild weniger durch die Lappen als in der doppelspurigen, selten harmonisch geschlossenen Privaterziehung, wie sie besonders bei den untern Ständen herrscht.

Schl u ß g e d a n k e n.

Der Vortragende ist sich bewußt, das Anstaltsleben noch zu wenig zu kennen, um im Urteil immer durchaus abgeklärt auftreten zu können. Ich bin leider noch nicht so weit, daß es in der Erforschung der schwebenden Erziehungsfragen nur zwei Autoritäten gibt, wovon die andere in Berlin lebt. Zudem gehen heute, wo die Individualität Trumpf ist, die Meinungen weit auseinander. Ich tröste mich mit dem Gedanken, daß oft ein halbfertiges Bild ebenso interessant sein kann, als ein fertiges. Eine Einseitigkeit meines Vortrages mag darin liegen, daß ich mehr die Anstaltsverhältnisse für Knaben ins Auge gefaßt habe, und das mag nur einigermaßen dadurch entschuldigt werden, daß der Sprechende Vorsteher einer Anstalt für Knaben ist. Ich will mich auch nicht mit vollständiger Lösung meines Themas brüsten. Das gibts überhaupt nicht. Ich hätte auch noch jedes einzelne Fach unter die Lupe nehmen müssen und hätte demonstrieren sollen, wie sich dasselbe speziell in der Anstalt präsentiert. Aber der Quell soll nicht ausgeschöpft werden. Nimmt man ja am Brunnen auch nicht mehr als seinen Trunk und geht gelobt von hinnen.

Heute ist das hohe Jahrhundert angebrochen, da der werdende Mensch, das Kind, im Mittelpunkt steht. Man sagt's wenigstens allgemein. Wir freuen uns darob. „Dies ist der Tag, den der Herr macht; lasset uns freuen und

fröhlich sein!“ Nicht sind wir bloß geduldet mit unseren Erziehungsanstalten. Sie gelten nicht mehr als Überbein. Wir haben die Wertschätzung erhalten, die unseren Vorgängern vielfach versagt blieb. Man erkennt, daß wir längst an demselben Netz ziehen, das von anderer Seite neuerdings intensiv geworfen wird. Die Renovation des Menschheitsgebäudes beginnt; sie beginnt mit der Verstärkung des Fundaments. Der ehrliche Wille ist da und die Einsicht vorhanden, daß noch viel getan werden müsse und daß die Arbeit bei der Jugend einzusetzen habe. Ob die große Tat nachfolgt? Manche glauben an das Jahrhundert des Kindes, manche nicht.

Aber wir wollen doch nicht alles auf diese modische Karte setzen. Die Mode kann ändern. Es kann tönen, ehe das Jahrhundert halb herum ist: „In die Ecke, Besen, bist's gewesen!“ Das Interesse mag sich andern Dingen zuwenden. Wehe uns und unserem Haus, wenn wir nur Modesache treiben wollten.

Und da fällt mir auch noch gleich eine andere Mode ein, die gegenwärtige Sucht, überall in der Erziehung Abnormalien heraus dividieren zu wollen. Wenn wir einem Ausspruch des sonst überaus gedankenreichen Referats vom letzten Jahr Glauben schenken sollen, so wäre die ganze Menschheit abnormal und demnach unter Vormundschaft zu stellen. Damit wäre das Abnormale zum Normalen gestempelt. Ich möchte doch die echte, nicht die Pseudo-Normalität im Menschen betonen. Hüten wir uns, bei unseren Zöglingen zu viel nach dem Außergewöhnlichen zu sondieren, sie als halbe Geisteskranke, als Widernatürliche u. s. w. zu betrachten! Setzen wir uns in den Bund mit dem Normalen, und suchen wir auf das Gesunde im Menschen aufzubauen!

Mein bearbeitetes Thema ist ja ein weiter Mantel, dem man alles Mögliche in die Taschen schieben kann. Damit die Geschichte nicht so uferlos aussehe, wollte ich hauptsächlich den Berührungspunkten, den Reibungsflächen von Haus und Schule nachgehen und sie beleuchten. Ich mochte an die italienischen Grenzwächter denken, die am Langensee mittelst Scheinwerfer das Seegelände nach Kontrebande absuchen. Ich wollte feststellen, ob in unserem Fach alles ehrlich und ohne Schmuggel zugehe. Nun haben

wir ja allerdings am Gestade des Zürichsees auch einen journalistischen „Scheinwerfer“; aber so kraß, wie der, wollte ich's nicht treiben. Ich wollte mein bescheidenes Stoffmaterial, wie es die tägliche Erfahrung mir übermittelte, vor Ihnen sachlich ausbreiten. Ich kann mir aber wohl denken, wenn Sie, besonders meine Kollegen mit den grauen Haaren, Ihre Erfahrungen alle zum Besten geben wollten, es möchten Bücherbände daraus entstehen. Eine Freude aber wird es mir sein, wenn Sie die heutige Stunde benutzen wollen, um aus Ihrem Erfahrungsschatz allerlei hervorzuholen, was einzelne Punkte noch besser ins rechte Licht setzte, und kommen Sie mir, bitte, nicht mit der tödlichen Schmeichelei von der Vorzüglichkeit des Referats, die jedes weitere Wort der Diskussion verbiete.

Weil wir nicht gerne sehen, daß unsere Kinder aus der Schule schwatzen, ziehen dieselben um so mehr und fürs Leben gern dieses Ventil. Wir Großen wollen diese verbotene Frucht auch einmal kosten, und ich will nur hoffen, daß es uns die daheim nachher recht gut anmerken, daß wir über sie geschwatzt haben, und wenn das Anstaltskind auf die verdächtigenden Blicke hin, die wir, zurückgekehrt vom St. Galler Vortrag, ihm zuwarfen, uns befremdend anblickte, so ist ihm wohl bange, was jetzt aus Locarno Gutes heimkomme. Wenn wir dann einen hoffnungsfreudigen Sonnenstrahl aus dem Süden heimbringen, wie mag das Kind überrascht sein, und am Ende sagt so ein kleines philosophisches Mäuschen, im Tessin sei es jedenfalls ordentlich wärmer als in St. Gallen.

Thesen:

1. Die Geschichte der Anstaltserziehung ist noch nicht alt, aber sie ist ehrenvoll; die Schöpfer dieser Erziehungsform waren weitblickende Männer.
2. Anstaltsleben und Familienleben können nie identische Begriffe sein.
3. Anstaltsarbeit soll nicht als Modesache betrieben werden.
4. Die Anstalt ist ein sehr geeignetes Feld, um das Postulat vom Zusammenwirken aller erzieherischen Kräfte, besonders derjenigen von Schule und Haus, zu verwirklichen.

5. Die Anstaltserziehung gibt wohl mancher leicht lenkbaren Natur ihr besonderes Gepräge; immerhin, ein eigentlicher Anstaltsmenschen-Typus läßt sich in wesentlichen Zügen nicht konstruieren.
 6. Der Erzieher tut besser, mehr dem Normalen als dem Abnormalen bei seinen Pflegebefohlenen nachzuspüren.
 7. Die Verhältnisse, die Angestellten, besonders die Hülfslehrkräfte betreffend, sind von jeher als die schwierigsten erkannt worden.
 8. Eigenen Schulunterricht müssen ohne weiteres alle Spezialanstalten erteilen. Interner Unterricht eignet sich aber überhaupt für die meisten Erziehungsanstalten besser als die Schule außer dem Hause.
-